

Romanistisch, politisch?

José Manuel Blanco Mayor, Julia Dettke, Joris Lehnert

In Erinnerung an Dimitri Almeida

Diese Publikation geht von einem Paradox aus: Nach der Verbindung von Romanistischem und Politischem zu fragen scheint so offensichtlich wie widersprüchlich. Offensichtlich nicht nur deshalb, weil sich nach Antonio Gramscis Ausspruch »[t]utto è politica« (Gramsci 1977: 886) nichts dem Politischen entziehen kann, sondern vor allem, weil die Romanistik in sich bereits interkulturell und interdisziplinär ist, und damit wie kaum ein anderes Fach dazu geeignet, die komplexen Zusammenhänge einer globalisierten Welt, in der politische Fragen immer stärker auch kulturelle und sprachliche Dimensionen umfassen, begreifbar zu machen. Widersprüchlich insofern – und dies fügt der Begriffsverbindung das Fragezeichen hinzu –, als das Politische innerhalb des Faches eben keinen festen Ort hat, sondern noch immer häufig in die »Landeskunde« und damit aus der wissenschaftlichen Kernforschung ausgelagert wird, während sein Stellenwert in Literatur- und Kulturwissenschaft durchaus kontrovers diskutiert wird.

Die Idee zu der Ringvorlesung »Romanistisch, politisch?« an der Universität Rostock im Sommersemester 2022, auf die die vorliegende Publikation zurückgeht, ist daher aus zwei Beobachtungen entstanden: zum einen der zunehmenden Relevanz politischer Bedeutungsdimensionen in der romanistischen Forschung und Lehre im deutschsprachigen Raum, die insbesondere in einer breiteren Aufmerksamkeit für Fragen des Postkolonialismus, von Klassenunterschieden und Gendertheorie sichtbar wird, zum anderen aus der auch kritischen Rezeption dieser Entwicklung, die immer wieder etwa als Bedrohung einer »klassischeren« Romanistik oder Indikator einer Privilegierung inhalts- vor formzentrierten Analysen verstanden wird.

Ziel des vorliegenden Sammelbandes, der die Vorträge der Ringvorlesung um eine Reihe zusätzlicher Beiträge ergänzt, ist es deshalb, sowohl einen Überblick über gegenwärtige Forschungsansätze zu politischen Fragen in der Romanistik zu ermöglichen als auch zu ihrer weiteren Diskussion einzuladen. Dass die Romanistik gegenwärtig durch starke Sparvorgaben immer stärker selbst vor (bildungs-)politischen Herausforderungen steht, macht die Zusammenarbeit der Unterdisziplinen

des Faches und ihre gemeinsame Offenheit gegenüber gegenwartsbezogenen Fragen umso wichtiger. Deziert werden hier deshalb literatur-, kultur- und sprachwissenschaftliche Ansätze mit politikwissenschaftlichen Perspektiven auf französisch-, spanisch- und italienischsprachige Länder in vier Kapiteln zusammengebracht.

1. Romanistik und Politik: Annäherungsversuche

Es scheint zuerst legitim zu sein, sich die Frage zu stellen, inwiefern eine derartige Abwesenheit oder Unsichtbarkeit solcher – nennen wir es der Einfachheit halber landeswissenschaftlicher – Aspekte in der deutschsprachigen Romanistik noch gerechtfertigt und vor allem begründbar sind. Das Fragezeichen, das die beiden Adjektive im Titel begleitet, ist also einerseits als Frage nach der Kanonisierung dieser Forschungsperspektive zu verstehen, andererseits als Frage nicht nur nach den Potenzialen, sondern auch möglichen Schwierigkeiten für die romanistische Gegenwartsanalyse.

Die heutige Epoche ist von einer immer stärkeren Politisierung und gar politischen Polarisierung geprägt, die insbesondere durch einen unaufhaltsam scheinenden Aufstieg rechtsextremer Ideen gekennzeichnet ist. Die Sprachen, Literaturen und Kulturen, die das Kernstück von Forschung und Lehre der Romanistik bilden, bleiben von diesem Phänomen nicht unberührt, wie am Machtantritt Giorgia Melonis in Italien, der immer zentraleren Rolle, die die extreme Rechte in Frankreich spielt und der eine baldige Regierungsbeteiligung, gar Wahl zum höchsten politischen Amt vorhergesagt wird, der ähnlichen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung in Spanien (Vox) und Portugal (Chega), der Wahl Jair Bolsonaro in Brasilien 2018 und Javier Mileis in Argentinien 2023 abzulesen ist.

Damit wird die Kanonisierung der romanistischen Traditionsfächer durch die kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen in den romanischen Ländern wie in Deutschland herausgefordert. Die Romanistik muss sich auch explizit als Fach zu gesellschaftsrelevanten und gegenwartsbezogenen Fragen bekennen und die Gewichtung gar Orientierung der traditionellen Fächer neu denken, wie Ralf Junkerjürgen 2021 in seinem Plädoyer fordert (Junkerjürgen 2021). In diesem direkten Bezug stellt sich auch die Frage nach dem sozialpolitischen und gesellschaftlichen Stellenwert der Romanistik – als expliziter Forschungsschwerpunkt sowie in der akademischen Lehre. Denn die Romanistik ist nicht nur ein Forschungsfeld, sondern zugleich ein Netzwerk von Instituten, an denen das Fach gelehrt und studiert wird. Es gilt also weiterhin mit Kremnitz die dringende Frage, was Studierende über die Gesellschaften wissen sollten, deren Sprachen sie studieren (Kremnitz 2010). Was kann die Romanistik in diesem Zusammenhang und vor dem Hintergrund dieser internen und externen Herausforderungen leisten? Tatsächlich ist diese Frage kei-

neswegs marginal, ist die Romanistik doch diejenige akademische Disziplin, die angehende Spezialist:innen der studierten Kulturen ausbildet. Dennoch wurde der Rückzug auf einen grundsätzlich »entsoziopolitischen« Ansatz der Romanistik sogar noch gefestigt, nachdem es nicht gelungen war, eine »Säule« wie die Landeswissenschaft als Teil des Faches zu etablieren (Kolboom 2020).

Dies ist in wenigen Zeilen der Rahmen, in den sich die ersten Beiträge dieses Buches einfügen. Dimitri Almeida, ein Romanist mit einem klaren politik- und sozialwissenschaftlichen Profil, war von der Idee, an diesem Band teilzunehmen, begeistert. Als Beweis dafür schickte er rasch eine kleine Skizze seines Vorhabens. Leider konnte er den vorgestellten Text nicht mehr fertigstellen – die Impulse, die er schildert, sind dennoch aussagekräftig und mehr denn je relevant und dringlich. Er kommt zum entscheidenden Punkt, wenn er das Scheitern einer Modernisierung der (Franko)Romanistik u.a. unter Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Perspektiven erwähnt: Es sind vor allem interne Machtfragen innerhalb der Romanistik, die eine Neuaufstellung des Faches verhindern. Aufgrund der Relevanz dieser grundlegenden Fragen haben wir uns entschieden, den kurzen Text trotz seines Entwurfcharakters zu publizieren, denn er gibt grundlegende Anstöße, die hoffentlich weitergeführt werden.

Im Beitrag von Wolfgang Muno und Christian Pfeiffer, beide Politikwissenschaftler mit u.a. romanistischen Ländern und Regionen als Forschungsschwerpunkt, werden Politikwissenschaft und Romanistik in einen direkten Dialog gebracht. Als Populismus-Forscher verorten sie zunächst die Theorien und Ansätze rund um das Phänomen, das das 21. Jahrhundert bereits zu kennzeichnen scheint: So ist auch in der Forschung das Verhältnis des Populismus zur Demokratie eine zentrale Frage. Muno und Pfeiffer widmen ihren Beitrag anschließend der detaillierten Analyse zweier spezifischer Beispielländer der Romania, Spanien und Frankreich, in denen Links- und Rechtspopulismus, mit Vox und »Sé Acabó la Fiesta« in Spanien und dem Front National bzw. Rassemblement National und La France Insoumise in Frankreich, stark vertreten sind. Mit ihren abschließenden vergleichenden Überlegungen zum Populismus betonen sie die Rolle der kollektiven und kulturellen Identitäten und somit auch das Potenzial und die Fruchtbarkeit interdisziplinärer, kooperativer Forschung zwischen Politikwissenschaft und Romanistik.

Die Beiträge von Sabine Schrader über Perspektiven auf Gender und LGBTQ+ (Studies) und »Gender-Gegner« in Italien und Frankreich sowie von Steffen Schneider über italienische Mittelmeerdiskurse vom Ende des 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart erörtern aus unterschiedlichen, einander ergänzenden Perspektiven die Verflechtung von Romanistik und Politik. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Salonfähigkeit des »Gender-Bashing« und der damit einhergehenden Wissenschaftsfeindlichkeit, profiliert Sabine Schrader zunächst nochmals zentrale Prämissen der Gender- und LGBTQ+ Studies, um anschließend die kritische

Rezeption in Frankreich, Italien, aber auch in der deutschsprachigen Romanistik, kursorisch aufzuzeigen. Der zweite Teil des Artikels ist den hoch emotional geführten ›Anti-Gender‹ Kampagnen in Frankreich und Italien gewidmet. Dabei geraten ihre Rhetoriken und transnationale Institutionalisierung in den Fokus der Aufmerksamkeit, mit denen nicht nur in Westeuropa versucht wird, Wissenschaft als Ideologie zu verbrämen. Nicht zuletzt aufgrund der interdisziplinären Ausrichtung ist der Artikel mit zahlreichen exemplarischen, weiterführenden Literaturhinweisen versehen.

Steffen Schneiders Beitrag untersucht die italienischen Meditteranitätsdiskurse von der nationalen Vereinigung im Jahr 1861 bis zur jüngsten Gegenwart. Er zeigt, dass Italien erst durch das Erreichen der Einheit, die mit einem Abschütteln der zahlreichen Fremdherrscher einherging, eine eigenständige Mittelmeerpolitik entwickeln konnte. Gegenstand des Artikels ist aber nicht die politische Geschichte Italiens selbst, sondern ihre Reflexion in Werken der Literatur, des Films und des philosophischen Essays. Es werden vier Phasen der Entwicklung des italienischen Mittelmeerdiskurses unterschieden: der nationalistische und kolonialistische Diskurs, der Faschismus, der Meditteranismus und schließlich die gegenwärtigen Diskurse, die im Zeichen von Migration und Overtourismus stehen.

2. Sprache als Politik, Sprache der Politik

Sprache ist eines der stärksten Instrumente, die ideologischen und politischen Interessen dienen, denn wie Pierre Bourdieu (1982) zeigt, ist Sprache nie neutral, sondern immer in Machtstrukturen eingebunden. Dass Sprache als Mittel der symbolischen Herrschaft fungiert und ideologische sowie politische Interessen reproduzieren kann, wird in den drei Beiträgen dieses Kapitels aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet.

Das von Julia Dettke mit Sonja Finck, Übersetzerin von Annie Ernaux, geführte Gespräch, erörtert die politische Dimension der Sprache in der literarischen Übersetzung. Im Gespräch ergibt sich, dass sprachliche Entscheidungen nicht nur ästhetische, sondern auch tiefgreifende politische und ideologische Implikationen haben. Finck reflektiert mit Bezug auf zahlreiche Detailbeispiele aus ihrer praktischen Arbeit über die Verantwortung von Übersetzer:innen, die Machtstrukturen innerhalb der Sprache zu erkennen und zu verhandeln. Das Gespräch bietet damit Einblick in die konkrete Übersetzungsarbeit an der Schnittstelle von Literatur, Sprache und Politik und regt zur Reflexion über die Rolle der Übersetzung in gesellschaftlichen Diskursen an. Implizit wird die ethische Frage aufgeworfen, wie Übersetzer:innen mit der politischen Dimension der Sprache, insbesondere von sich sprachlich manifestierenden Klassenunterschieden, in ihrer Arbeit umgehen können.

Beate Kern situiert ihren Beitrag im Schnittpunkt zwischen Politik und sprachlichem Handeln. Dabei geht sie von der Beobachtung aus, dass in der medialen Berichterstattung zum französischen Präsidentschaftswahlkampf 2022 immer wieder behauptet wurde, Marine Le Pen sei 2022 aus strategischen Gründen gemäßigter aufgetreten als 2017. Ihr Aufsatz untersucht, ob sich diese Selbstinszenierung im Sprachstil der Politikerin niederschlägt und sprachwissenschaftlich belegen lässt. Ebenso wird das sprachliche Auftreten Macrons betrachtet – einerseits als Vergleich zu Le Pen und andererseits, um festzustellen, ob sich ggf. auch bei ihm eine vergleichbare Entwicklung vollzogen hat. Beide standen einander 2017 wie auch 2022 als die zwei verbliebenen Kandidierenden im zweiten Wahlgang gegenüber. Kerns Analyse basiert auf einem Korpus aus den Transkriptionen der Fernsehduelle zwischen Le Pen und Macron, der sogenannten *débats de l'entre-deux-tours* von 2017 und 2022. Der Fokus der quantitativen und qualitativen Analyse liegt jeweils auf den kurzen Eingangsstatements zu Beginn der Debatte und nimmt Hoch- und Unwertwörter, Abschwächungs- und Intensivierungsstrategien, Anredeverhalten sowie den Gebrauch rhetorischer Mittel in den Blick.

Im dritten Beitrag dieses Kapitels untersucht Jeroen Vandaele, wie (Film-)Sprache als Ausdrucksmittel politischer Gewalt unterliegt, insbesondere durch Zensur. So widmet Vandaele seinen Aufsatz Billy Wilder, der von ihm als »spanischer Filmregisseur« gelesen wird – zumindest in dem Sinne, dass er nirgendwo stärker kanonisiert wurde als in Spanien, wo unter Franco (1939–1975) die meisten seiner Filme importiert und in Übersetzungen zensiert wurden. Nach dem Ende des Franco-Regimes erhoben spanische Filmfachleute mit anti-franquistischer Haltung Wilder in den Rang eines geradezu ikonischen Künstlers, anstatt sein Werk mit dem Regime in Verbindung zu bringen. In seinem Beitrag erörtert Jeroen Vandaele zwei mögliche Erklärungen für diesen anhaltenden Ruhm. Die erste, die auf Wilder selbst zurückgeht, besagt, dass sein Werk transgressiv, aber zugleich »geistreich« sei, sodass es konservative und »dumme« Zensoren austrickse und übertölpelte – was, so könnte man schließen, gerade für Anti-Franquisten besonders reizvoll war. Vandaeles Forschungen in Zensurakten im Archiv zeichnen jedoch ein differenzierteres Bild: Denn anstatt von ihm überlistet zu werden, zeigten sich franquistische Zensoren häufig empört über Wilders Humor. Dennoch wurden seine Filme während der sogenannten *apertura* (1963–1970) mitunter in ideologisch manipulierten Fassungen zugelassen, die innovativ blieben und in gewissem Maße weiterhin transgressiv waren. So verkörperte selbst der zensierte Wilder in der als Ödnis verschrienen franquistischen Filmkultur eine Form von Neuheit und diskursiver Freiheit. Humor spielte eine entscheidende Rolle dabei, manche wichtigen Debatten innerhalb der franquistischen Zensur zugunsten einer genehmigten, modifizierten Version Wilders zu entscheiden.

Die drei Beiträge dieses Kapitels verdeutlichen aus komplementären Perspektiven, dass – *sensu lato* zu verstehende – Sprache und Politik untrennbar miteinander

verbunden sind. So wie die Übersetzung – wie Gayatri Spivak (1993) argumentiert – nicht nur ein technischer Vorgang der Übertragung von Texten zwischen Sprachen ist, sondern auch ein politischer Akt, der Fragen von Macht, Identität und Repräsentation berührt, offenbart auch der zielgerichtete und teils manipulative Sprachgebrauch zur Durchsetzung politischer Interessen, wie eng beide Sphären miteinander verflochten sind. Zensur – die radikalste Form des Machteingriffs in die Sprache – stellt den höchsten Grad der Manipulation dar. Sie geht über die Aushandlung von Bedeutungen und den gezielten Einsatz von Sprache hinaus und zielt darauf ab, bestimmte Diskurse und Ideen zu unterdrücken oder völlig zu eliminieren. Die Imbrication von Sprache(n) und Politik ruft das »Newspeak« aus George Orwells Roman 1984 in Erinnerung – eine bewusst vereinfachte und umgestaltete Sprache, die darauf abzielt, unabhängiges Denken zu unterdrücken und die Kontrolle der Regierung über die Gedanken der Bürger zu verstärken.

3. Literatur und/als Politik

Die Verbindung von Literatur und Politik hat insbesondere in der französischsprachigen Literaturgeschichte, verknüpft etwa mit Namen wie Victor Hugo, Émile Zola und Jean-Paul Sartre, bereits historisch eine große Tradition. Nach einer Zeit insbesondere in den 1980er Jahren, in der sie als Paradigma an Bedeutung verloren zu haben schienen (vgl. Ernaux 2011: 549) sind politische Fragen in der jüngsten Gegenwart erneut zum zentralen Gegenstand literarischer Deutung und Diskussion geworden: Die erfolgreichste, meistdiskutierte wie -ausgezeichnete französischsprachige Literatur der jüngsten Gegenwart ist eindeutig politisch.¹ Es sind dabei neben Migrationsbewegungen und postkolonialen Perspektiven der Frankophonie ganz zentral Klassenunterschiede, formalästhetisch verbunden mit dem Begriff der Autosozio-biographie,² die thematisch im Zentrum stehen. Dabei geht es jedoch nicht länger um eine *littérature engagée* (vgl. Gefen 2022: 10f. und 94), sondern um ein Verständnis von Literatur als eigene Form der Politik:

Voir dans la littérature une forme de politique, c'est faire du récit un outil d'analyse des inégalités et des vulnérabilités par le récit [...], c'est exiger de la langue littéraire qu'elle interroge les discours sociaux et les cadres dominants de perception et de narration. (Gefen: 12)

1 »Aujourd'hui, le mot >politique< est partout en littérature, peut-être au point d'en disséminer le sens et d'en atténuer la portée«, heißt es gar polemisch im Vorwort von Alferi et al. zu ihrer literarischen Anthologie mit dem provokativen Titel *Contre la littérature politique*.

2 Vgl. einführend etwa Blome / Lammers / Seidel, Sarah (2022). Vgl. zudem das Gespräch von Julia Dettke mit Sonja Finck zur Übersetzung der Texte Annie Ernaux' im vorliegenden Band.

Entgegen der immer wieder vorgebrachten Kritik, im Zuge einer sogenannten Identitätspolitik würde die Kunst in gefährlicher Weise von der Politik bestimmt, zeigt sich hier also eher ein vorsichtiger und in mancher Hinsicht distanzierter, in jedem Fall sehr bewusster Umgang mit den Möglichkeiten politischen Engagements und den Schwierigkeiten, es mit literarischen Schreibweisen zu verbinden. Der sprachlichen Gestaltung der Texte kommt dabei entscheidende Bedeutung zu.

»La politique de la littérature n'est pas la politique des écrivains. Elle ne concerne pas leurs engagements personnels dans les luttes politiques ou sociales de leur temps«, schreibt Jacques Rancière 2007. Was wie ein weiterer Abgesang auf die *littérature engagée* zugunsten textimmanenter Auseinandersetzungen mit gesellschaftspolitischen Fragen klingt, zielt auf etwas anderes ab, das sich eher identitätspolitisch verstehen lässt, als Aufwertung marginalisierter Stimmen: »[L]a politique commence précisément quand [...] ceux et celles qui *n'ont pas* le temps de faire autre chose que leur travail prennent ce temps qu'ils n'ont pas pour prouver qu'ils sont bien des êtres parlants, participant à un monde commun« (Rancière 2007: 11f.).

In diesem Sinne analysieren die drei Beiträge des literaturwissenschaftlichen Kapitels narrative Zugriffe auf Fragen von Marginalisierung und Postkolonialismus im kongolesischen, französischen und italienischen Gegenwartsroman. Marie Guthmüllers Artikel »Qu'est-ce qui s'est passé dans les bois? ›Gewalt im Wald‹ bei Joseph Conrad, Bolya Baenga, Sony Labou Tansi, Inkoli Jean Bofane und Thomas Hobbes« untersucht das Bild des Tropenwaldes im Kongobecken als einen von Gewalt geprägten Ort, das seit dem Erscheinen von Joseph Conrads *Heart of Darkness* in- und außerhalb der Literatur weit verbreitet ist. Postkoloniale kongolesische Autoren greifen dieses Bild auf und spielen in ihren Romanen mit dem Motiv der Gewalt im Wald, unter anderem mit Bezug auf Conrads umstrittenes Werk. Auch in Bolya Baengas *Cannibale* (1986), Sony Labou Tansis *La vie et demie* (1976) und Inkoli Jean Bofanes *Congo Inc* (2014) finden die Darstellungen postkolonialer Gewalt bevorzugt im Wald statt – diese ist hier jedoch gerade nicht auf einen präzivilisatorischen Naturzustand zurückzuführen, wie er bei Thomas Hobbes in *De Cive* und *Leviathan* theoretisiert wird: Vielmehr lassen sich diese Gewaltdarstellungen in Verbindung mit der ehemaligen Kolonialherrschaft und dem gegenwärtigen Extraktivismus begreifen.

Mit der literarischen Thematisierung aktueller Museumsdiskurse befasst sich der Beitrag von Jan Rhein. Nach einführenden Überlegungen zur aktuellen postkolonialen Museumskritik (so die seit 2017/18 mit neuer Vehemenz geführte Debatte um die Restitution geraubter oder unrechtmäßig erworbener Kulturgüter in europäischen Museen), geht es Rhein um die Literatur als Faktor, der Einfluss auf museale Reflexionsprozesse nehmen kann. Dazu beschreibt er Literatur und Museum als zwei Medien, die aufgrund ihrer unterschiedlichen Zeichenqualitäten in Konkurrenz stehen. Anders als der museale Raum kann Literatur Materialität nur sug-

gerieren; dem steht jedoch ihre Kapazität gegenüber, imaginativ neue Welten erschaffen zu können. Literatur kann in diesem Sinne aktivistisch auf museale Prozesse einwirken. Ausgehend von diesen Überlegungen befasst sich Rhein beispielhaft mit zwei literarischen Beispielen, die museale Transformationsprozesse nicht nur kommentieren, sondern auch anstoßen und beeinflussen wollen: Arno Bertinas *Des Lions comme des danseuses* (2015) und Anne-Marie Garats *Humeur noire* (2021).

Der dritte Beitrag des Kapitels, »Vom Gefängnis fabulieren. Goliarda Sapienzas *L'università di Rebibbia* (1983)« von Maddalena Casarini, zeigt mit Goliarda Sapienzas autofiktionalem Gefängnisbericht ein außergewöhnliches Beispiel dafür, inwiefern Identität von Autor:innenschaft mit der narrativen Bedeutungskonstitution eines literarischen Textes in Beziehung tritt. Casarinis Aufsatz setzt sich mit Goliarda Sapienzas Roman *L'università di Rebibbia* (1983) auseinander, in dem die Autorin die eigene Inhaftierung schildert. Oft wurde dieser Roman als Bruch in Sapienzas schriftstellerischer Produktion gelesen – als eine Wende hin zu Authentizität und Augenzeugenschaft. Einerseits zeigt der Beitrag auf, dass ein dokumentarisches Anliegen viel stärker in Sapienzas fiktionalen Roman *L'arte della gioia* als im Rebibbia-Roman zum Ausdruck kommt. Denn der erstere greift auf die biographischen Erfahrungen von Sapienzas Eltern während des Faschismus zurück. Andererseits wird dargestellt, dass der Rebibbia-Roman auf die Fiktion Bezug nimmt und dabei das Referenzialitätspakt mit der Leserschaft dekonstruiert. Angelegt an Orson Welles' Filmpraxis wird das rein Dokumentarische durch selbstreflexives »Fabulieren« (Deleuze) ersetzt. Statt eines nüchternen Tatsachenberichts über die Gefängniserfahrung entsteht somit eine literarische Darstellung der epistemischen Brüchigkeit – nicht einer stolzen »politischen Gefangenen«, sondern einer »gewöhnlichen Verbrecherin« –, ihrer Schamgefühle und ihrer Verwirrung, die auf poetischer Ebenen Entsprechung in der elliptischen Zeitwahrnehmung finden.

4. Politik – Film – Kulturelle Praxis

Im Kino der Romania ist es vielleicht der italienische Film, der gegenwärtig die vielschichtigsten Auseinandersetzungen mit politischen Fragen bietet. Diese »resurgence of an Italian »political cinema« (Uva et al. 2016: 49), die das *cinema politico* Francesco Rosi und Elio Petris der 1960er und 1970er Jahre zugleich fortführt und weiterentwickelt, zeichnet sich insbesondere durch seine selbstreflexiven Blickpolitiken aus. Filme von u.a. Matteo Garrone, Marco Bellocchio und Gianfranco Rosi erzählen die medialen Bedingungen ihrer filmischen Narration mit, indem sie diese mit den gezeigten Machtasymmetrien verknüpfen. In jüngster Zeit lässt sich zudem ein bemerkenswerter Erfolg von Filmen beobachten, die in ihrer Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen populäre realistische Erzählweisen mit selbstreflexiven Verfahren verbinden, so etwa in Matteo Garrones *Io Capitano*

(2023), *La Chimera* von Alice Rohrwacher (2023) und sogar *C'è ancora domani* von Paola Cortellesi (2023).

Im ersten Beitrag des Kapitels »Politik – Film – Kulturelle Praxis« widmet sich Cora Rok der filmischen Aufarbeitung der Ermordung Pier Paolo Pasolinis und analysiert, wie David Grieco in *La Macchinazione* (2016) Pasolinis Tod als politisches Komplotz inszeniert und sich dabei ikonischer Bildelemente und intermedialer bzw. interfilmischer Verweise bedient – von Pasolinis eigenen Werken über visuelle Zitate aus der Filmgeschichte bis hin zu musikalischen Quellen. Beleuchtet werden darüber hinaus filmische sowie erzählerische Strategien, durch die der zwischen Biopic und Spionagefilm oszillierende Film die Mechanismen politischer Verschleierung beleuchtet, wobei Rok gezielt die Frage offenlässt, ob *La Macchinazione*, der sich auf neueste Erkenntnisse zum Fall Pasolini bezieht sowie auf eigenen Erinnerungen von Grieco, der Pasolini gekannt hatte, beruht, tatsächlich zur Aufklärung beiträgt oder vielmehr die Ikonisierung Pasolinis weiterführt.

Der spanische Regisseur Alejandro Amenábar, der sich stark an filmischen Genres orientiert, scheint dem Begriff des Politischen auf den ersten Blick nicht nahezustehen. An den Beispielen von *Regression* und *Mientras dure la guerra* arbeitet der Beitrag von Ralf Junkerjürgen heraus, dass Amenábars Kino dennoch erkennbar politische Stellungnahmen impliziert, die sich mit Blick auf das Gesamtwerk von Film zu Film weiterentwickeln. Dabei lassen sich vor allem zwei Entwicklungslinien erkennen: erstens selbstreflexive Züge, die von Anfang an die Fiktion mitgestalten, und zweitens Wahrnehmungsalternativen und -verunsicherungen, die sich zu einer ideologischen Auseinandersetzung zwischen verschiedenen ontologischen Entwürfen ausweiten. Dabei nimmt Amenábar eine grundsätzlich skeptische Haltung ein, die jede Art von Vorurteil in Frage stellt.

Auch in der auf die Romania bezogenen kulturellen Praxis finden sich vielschichtige Auseinandersetzungen mit politischen Fragen der Gegenwart. Natasha Biancos Beitrag analysiert die Rolle des Kinos bei der Darstellung von LGBTQ+-Identitäten in Italien zwischen den 1960er und 1980er Jahren, einer Zeit tiefgreifender sozialer und politischer Veränderungen. Während Homosexualität zunächst durch negative Stereotypen geprägt war, führten Regisseure wie Pasolini und Visconti differenziertere Narrative ein. Gleichzeitig erhob die LGBTQ+-Community zunehmend ihre Stimme und forderte immer mehr Sichtbarkeit. Ein zentraler Schritt war die Gründung der Zeitschrift *FUORI!* (1971), die erstmals eine öffentliche Selbstrepräsentation ermöglichte. Die Entstehung der ersten LGBTQ+-Filmfestivals in den 1980er Jahren markierte eine Wende in der Sichtbarkeit queerer Identitäten. Das Torino Gay & Lesbian Film Festival (1986) und das Mix Milano wurden, um Loists Worte zu verwenden, zu »öffentlichen Interventionen«, die über die Community hinaus eine größere Öffentlichkeit erreichten. Sie regten Debatten über Normativität und Diversität an und trugen zur Etablierung neuer filmischer

Perspektiven bei; gleichzeitig boten sie der Community die Möglichkeit, durch das Medium Film das Wort zu ergreifen.

Welche Rolle spielt die Praxis des naturkundlichen Sammelns historisch wie auch zukünftig für gesellschaftliche Vorstellungen von Natur, insbesondere in Zeiten der globalen ökologischen, politischen und gesellschaftlichen Krisen? Der Beitrag von Elisabeth Heyne und Julia Tovote nimmt ein deutsch-französisches, partizipatives Sammlungsexperiment zu menschengemachten Naturveränderungen zum Anlass, um sich der politischen Dimension materieller Praktiken im Anthropozän zu widmen. Naturkundliches Sammeln ist als eine politische Praxis zu verstehen, die angesichts der Krisen der Gegenwart neue Bedeutung erhält. Denn einerseits gilt es, Sammlungspraktiken wie auch bestehende Sammlungen zu öffnen für die Beteiligung unterschiedlicher Akteur:innen und so den institutionellen Machtanspruch, mit dem beide verknüpft sind, zu reflektieren. Andererseits kann, so die These des Beitrags, über den Fokus auf Objekte im Anthropozän, die politische Dimension der zugehörigen Objektpraktiken und ihre globalen Verstrickungen in Produktionsprozesse und deren ökologische oder soziale Konsequenzen sichtbar gemacht werden. Der Beitrag nähert sich diesem Themenfeld anhand exemplarischer Objekte aus dem Sammlungsprojekt, die sich mit alltäglichen Praktiken befassen.

Diese unterschiedlichen, aber aufeinander bezogenen Perspektiven auf Italien, Spanien, Frankreich und die Frankophonie sind als Einladung zu verstehen, die Romanistik als Fach zu begreifen, das komplementär und ergänzend zu sozial- und politikwissenschaftlichen Disziplinen helfen kann, komplexe gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge der Gegenwart zu begreifen. Gleichzeitig ist er eine Einladung an die Romanistik, selbst das »Politische« im »Romanistischen« weiterzudenken.

Bibliographie

- Alferi, Pierre et al.: *Contre la littérature politique*. Paris: La Fabrique, 2024.
- Blome, Eva/Lammers, Philipp/Seidel, Sarah (Hg.): *Autosozioiographie. Poetik und Politik*. Stuttgart: J.B. Metzler, 2022.
- Bourdieu, Pierre: *Ce que parler veut dire: L'économie des échanges linguistiques*. Paris: Fayard, 1982.
- Ernaux, Annie: »Littérature et politique«. In: Dies.: *Écrire la vie*. Paris: Gallimard, 2011, 549–551.
- Gefen, Alexandre: *La littérature est une affaire politique*. Paris: Éditions de l'Observatoire, 2022.
- Gramsci, Antonio: *Quaderni del carcere*, Vol. 2. *Edizione critica dell'Istituto Gramsci*. Hg. von Valentino Gerratana. Turin: Einaudi, 1977.

- Junkerjürgen, Ralf: »Reform-Romanistik. Ein Plädoyer.« In: *apropos [Perspektiven auf die Romania]* 7 (2021), 102–106. <<https://doi.org/10.15460/apropos.7.1842>>.
- Kolboom, Ingo: »Romanistik als Passion oder als Passionsweg? Von einem, der auszog, Länderkompetenz für wichtig zu halten...« In: Ertler, Klaus-Dieter (Hg.): *Romanistik als Passion: Sternstunden der neueren Fachgeschichte VI*, Wien: Lit Verlag, 2020, 175–258.
- Kremnitz, Georg: »Was sollten Studierende über die Gesellschaften wissen, deren Sprachen sie studieren? Ein Aufschrei.« *Quo Vadis Romania* 35 (2010), 8–16.
- Rancière, Jacques: *Politique de la littérature*. Paris: Galilée, 2007.
- Spivak, Gayatri Chakravorty: »The politics of translation.« In: Lawrence Venuti (Hg.): *The translation studies reader*. London: Routledge, 2021, 320–338.
- Uva, Christian et al. (Hg.): *Italian Political Cinema*. Oxford: Peter Lang, 2016.

